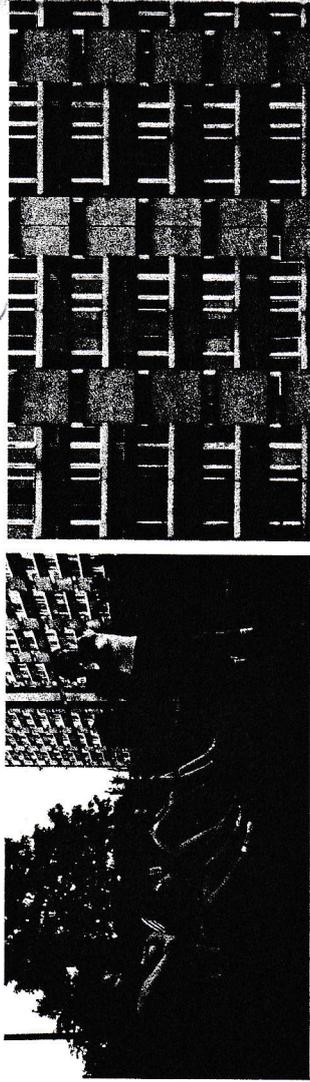


Christian Höller

Utopie des Balkons

Zu *Za Żelazną Bramą* von Heidrun Holzfeind



stepacthne

Gleich zu Beginn von Heidrun Holzfeinds *Za Żelazną Bramą* kommt es zu einer programmatischen Ansage. Eine sonnenbebrillte Frau, sie ist Bewohnerin eines der 19 Blocktomblocks der Warschauer *Za Żelazną Bramą*-Siedlung, tritt vor die Kamera und spricht vom Luxus, hier wohnen zu dürfen. Einzig die Balkone würden fehlen, jene ursprünglich geplanten, aber nie realisierten Erweiterungen, welche die Wohnungen nicht nur flächenmäßig vergrößern, sondern auch nach außen hin öffnen würden.

Um Öffnungen geht es unterschwellig den gesamten Film hindurch. Da ist zunächst der Impuls, die rigide und statisch wirkende Spätmodernarchitektur mit der Vielfalt und Lebendigkeit der hier lebenden BewohnerInnen zu konfrontieren. Immer wieder versucht der Film mit Totalen, einzelne oder mehrere der 19 Blocks einzufangen, und scheidet wiederholt an der Herstellung eines Gesamtpanoramas. Ein solches ergibt sich stück- und ansatzweise erst aus den vielen Befragungen, welche die Regisseurin unten den hier Lebenden durchgeführt hat. Wobei der Querschnitt durch die Masse von ca. 25.000 BewohnerInnen zwangsläufig bruchstückhaft bleibt, zumal es der Dokumentation, wie man bald merkt, nicht um ein demografisch ausgewogenes Meinungssampling geht. Dem widersetzt sich *Za Żelazną Bramą* von Beginn an, indem der Film primär auf fragmentierten Mininarrativen aufbaut, oft gegeneinander gesetzt und nie zu einer Art Gesamtsicht anwachsend. Jung, Alt, Menschen von unterschiedlicher ethnischer Herkunft, hier Wohnende und hier Arbeitende, sozial Gesinnte und betonte Individualisten – sie alle und viele andere mehr verleihen einer „vox populi“ Ausdruck, die sich keiner Totalität fügt und von unüberbrückbaren Trennlinien gekennzeichnet ist.

Der Impuls, die Außen-Innen-Spaltung ein Stück weit aufzuheben, findet sich noch in einem weiteren Stilelement des Films wieder. Da sind zum einen wiederholte Einstellungen bzw. minimale Schwenks über die gräuliche Fassade – relativ uniform wirkend, gleichmachend und kalt. Zum anderen werden dieser entindividualisierenden architektonischen Form, wie sie der klassischen Le Corbusier'schen Wohnmaschine häufig zugeschrieben wird, vielerlei Wohnungsbegehungen entgegengestellt. Auch dabei dominiert ein individueller Wildwuchs, wie er angesichts der hier angesiedelten Lebensdichte nicht anders erwartbar ist, in seiner idiosynkratischen Zuspitzung aber doch auch ein wenig überrascht. So berichtet eine Frau, die gemeinsam mit ihrem Sohn in einer gerammelt vollen 27 Quadratmeter-Wohnung lebt, wie sie diese immer verlassen musste, damit die Jungen sie als Liebesnest nutzen konnten. Ein Mittelklassepaar präsentiert stolz seine architektonisch gewiefte Einbauküche und wie es auf engstem Raum seine materiellen Träume Stück für Stück Wirklichkeit werden ließ. Ein altes Paar schließlich hat die Wohnung überhaupt in ein kleines polnisches Nationalmuseum umfunktioniert – eine statliche Säbel-, Gewehr- und Rüstungssammlung belegt, wie sehr sich individuelle Identität aus imaginiertem und in die Vergangenheit projizierter Nationalidentität speisen kann. Stolz fügt der Besitzer und Lebenslange Kämpfer für ein freies Polen an, dass der Sohn, in die USA migriert, bei den Marines angeheuert hätte.

Den vielen Innenansichten, oft im Gegenlicht und unter suboptimalen Bedingungen aufgenommen, korrespondieren Szenen im Außenraum, wo sich vor allem Jugendliche ihre Freizeit vertreiben und für den Film befragt werden. Immer wieder macht *Za Żelazną Bramą* dabei von lokalen HipHop-Varianten Gebrauch, wobei die Musik durchaus stimmig als Überbrückung eingesetzt wird – und vielleicht auch ein wenig überdeckt, dass hier nicht allzu viel Aussagekräftiges zu holen ist. Tatsächlich bedient sich der Film in diesen Teilen an eingespielten Jugendkulturstereotypen, ja schlägt diese Note gleich zu Beginn an, wenn ein jugendlicher sagt: er fühle sich in der Siedlung „wie ein Vogel im Käfig“. Wiederholt ist die Rede davon, wie kalt, grau und aussichtslos die Lage hier sei, dass man nichts wie weg wolle, aber dass es anderswo wohl ebenfalls keine Zukunft gäbe. Ein regelrecht handgreifliches Duell – und hier verflüssigt sich das Stereotyp wieder zu brodelnder filmischer Materie – entspinnt sich zwischen einem jugendlichen Rapper und einem alten Mann im Park. Auf dessen Ansage, der Junge sei doch eine Null, kommt es zu einem Wortgefecht, in dessen Verlauf die Kamera mehrfach weggestoßen wird und schlussendlich das Ausschalten gefordert wird („turn this off“). Es scheint in der Folge zwar nichts Größeres zu passieren, aber wie der Nachspann des Films enthüllt, hat der Junge in seinem Rapper-Rucksack stilgerecht eine Pistole mit dabei

Als kein „ernsthafte Problem“ wird von einem jüdisch-orthodoxen Gesprächspartner der Alltagsrassismus betrachtet, der sich an mehreren Stellen des Films ungehemmt entlädt. Die mehrfach vorgebrachte Suada gegen „Juden und Vietnamesen“, die hier laufend einziehen und schlechte Gerüche verbreiten würden, nimmt unwidersprochen ihren Lauf. Dem korrespondiert die Position eines Pförtners, der auch aus seiner Überwachungsfunktion kein Hehl macht und stolz darauf ist, schon einmal kriminelle Elemente der Polizei ausgeliefert zu haben. Die anderen Blocks seien weitaus schrecklicher, seiner hingegen wäre „friedlich“. Die Symptomatik des guten Wir gegen die bösen Anderen greift *Za Żelazną Bramą* insofern auf, als der Film der Darstellung ethnischer Differenzen relativ breiten Raum gibt und auch hier darauf bedacht ist, allzu rassistischen Verhärtungen entgegenzuarbeiten. Zwei vietnamesische Mädchen erzählen vom Ungemach mit ihrer ausländerfeindlichen Nachbarin, können sich ein Grinsen aber nicht verkneifen, wenn es um deren kleine Alltagsschrulligkeiten geht. Im Großen und Ganzen seien die PolInnen nett zu ihnen, und wer weiß, wie es anderswo wäre. Dass die seit 1970 in die Siedlung zurückkehrenden jüdischen BewohnerInnen ähnlichen Animositäten ausgesetzt sind, entbehrt nicht – wäre es nicht so abgründig – einer gewissen historischen Pikanterie. Würde die anonymisierende und, wie manche sagen würden, entmenschlichende Wohnmaschine *Za Żelazną Bramą* doch auf dem Areal des 1943 von den Nazis geschliffenen „Kleinen Ghettos“ errichtet.

Gegen die Anonymisierung und Entindividualisierung treten in dem Film immer wieder Community-AktivistInnen auf, denen daran gelegen ist, den vielen Einsamen, Verarmten oder Fremden zu helfen. Auch hier öffnet *Za Żelazną Bramą* den Blick darauf, wie sich dem herkömmlichen Wohnblock-Stereotyp beikommen lässt. Am Ende führt der Pförtner die Film-Crew auf das Dach seines Blocks, und es tut sich erstmals ein Weit- und Überblick auf. Dass dies angesichts des zuvor Gesehenen nichts mehr ändert, fällt nicht weiter ins Gewicht. Hat doch kurz davor die sonnenbebrillte Frau nochmals ihr elementares Anliegen kundgetan, dass endliches die Balkone bewilligt werden sollen. Nur so ließe sich jegliches Problem hier gleichsam „wundersam“ lösen.